

(Nachdruck verboten.)

4

## Der Sumpf.

Roman von Upton Sinclair. Autorisierte Uebersetzung.

Das letzte Schluchzen des kleinen Sebastijonas war gestillt, und das Orchester hatte sich wieder seiner Pflicht erinnert. Die Heremone beginnt wieder, aber es treten nur wenige zum Tanze an, bald ist die Sammlung vorüber, und die Einzeltänze beginnen noch einmal. Es ist jetzt nach Mitternacht, und die Dinge sind nicht mehr wie sie waren. Die Tänzer zeigen sich faul und schwerfällig, die meisten haben viel getrunken und den Zustand der Erweiterung überschritten; sie tanzen in monotoner Weise, Rondo nach Rondo, Stunde nach Stunde mit leeren Augen, halb unbewußt, in beständig wachsendem Stumpfsein. Die Männer halten die Frauen sehr fest; aber nach einer halben Stunde wird keiner des anderen Gesicht mehr erkennen; einige Paare mögen nicht mehr tanzen und haben sich in die Ecken zurückgezogen. Andere, welche noch immer getrunken haben, wandern im Zimmer umher, wieder andere stehen in Gruppen beisammen und singen, jede Gruppe ihren besonderen Gesang.

Als die Zeit weiter fortschreitet, kommen verschiedene Arten der Trunkenheit zu Tage, besonders unter der jungen Welt. Einige taumeln am Arme eines anderen einher und flütern häßliche Worte. Andere brechen bei der geringsten Ursache einen Streit vom Baune, wollen sich prügeln und müssen davon zurückgehalten werden. Der dicke Polizist wacht endgültig auf und denkt, daß es Zeit ist sein Amt auszuüben. Er muß auf dem Posten sein, denn diese Zwei-Uhr-Morgenschlachten sind, wenn sie Dir einmal aus der Hand gehen, wie ein Waldfeuer, welches die ganze Reserve der Polizeitaktion nötig macht. Die Hauptsache ist, jede beginnende Schlacht im Keim zu ersticken. „Sinter den Höfen“ wird nur mähig über zerbrochene Köpfe berichtet erstattet, weil die Menschen dort gewöhnt sind, alle Tage Tierköpfe zu zerbrechen. Deshalb dehnen sie diese Gewohnheit oft auf die Köpfe ihrer Freunde, ja ihrer Familie aus. Man kann sich nur gratulieren, daß unsere modernen Staatseinrichtungen es nur wenigen Männern gestatten, das Köpfezerbrechen für die ganze kultivierte Welt zu besorgen.

In dieser Nacht kommt es zu keiner Schlacht, vielleicht, weil Jurgis noch wachsammer ist als der Polizist. Jurgis hat viel getrunken, wie jeder Mann das tun würde bei einer Gelegenheit, wo alles bezahlt werden muß, was getrunken und was nicht getrunken ist. Jurgis ist ein standfester Mann und verliert die Ruhe nicht leicht. Nur einmal kommt es zu einer Reiberei und daran ist Marija schuld. Marija hat offenbar schon seit zwei Stunden die Uebersetzung gewonnen, daß der Altar in der Ede mit der zweifelhaft sauberen Gottheit dahinter den erreichbarsten Ersatz für die Heimat der Wäsen darstellt, wenn auch nicht die Heimat selbst. Und Marija erstrebt sich gerade einen Trunk, als ihr die Geschichte von dem nichtzahlenden Schurken zu Ohren kommt. Marija geht den geraden Weg, sie hält sich nicht mit Vorreden auf, und als man sie fortziehen will, hält sie die Rockfragen von zwei Schurken in den Händen. Glücklicherweise ist der Polizist vernünftig und Marija wird nicht hinausgeworfen.

Als das unterbricht die Musik nur für ein oder zwei Minuten. Dann fängt die erbarmungslose Melodie von Neuem an, die Melodie, die seit einer halben Stunde ohne jegliche Abwechslung gespielt wird. Es ist jetzt eine amerikanische Melodie, die sie auf der Straße kennen gelernt haben. Jedermann kennt die Worte dazu, wenigstens die erste Zeile, welche sie immer und immer wiederholen:

In der guten alten Sommerzeit  
In der guten alten Sommerzeit  
In der guten alten Sommerzeit  
u. s. w.

Es liegt ein hypnotischer Reiz in diesen immer wiederkehrenden Worten. Es kommt etwas wie Stumpfsein über die welche singen, und über die, welche spielen. Keiner kann sich davon freimachen, oder denkt auch nur daran, sich frei zu machen. Es ist jetzt 3 Uhr morgens; die Tanzfreude ist ver-

flogen und auch die Kraft läßt nach; auch die Kraft, welche das unbeschränkte Trinken ihnen verliehen. Und doch ist keiner da, der die Kraft hat an Aufhören zu denken. Pünktlich um 7 Uhr müssen sie bei Durhams oder Browns oder Jones sein, alle im Arbeitszeuge. Kommt einer eine Minute zu spät, so kann er sich unter die hungernde Menge mischen, welche jeden Morgen an den Pforten der Badhäuser von 6 bis beinahe 1/8 Uhr wartet. Es gibt keine Ausnahmen von der Regel, nicht einmal für die kleine Dna, die um einen freien Tag nach der Hochzeit gebeten, aber auch zurückgewiesen worden war. Da es derer so viele gibt, die gern arbeiten, ganz nach den Befehlen der Herren, wäre es doch Unsinn, sich mit denen behelfen zu wollen, die nicht strikte gehorchen.

Die junge Frau ist einer Ohnmacht nahe und von der schweren Luft im Zimmer wie betäubt. Sie hat keinen Tropfen getrunken, aber jeder der anderen brennt geradezu vom Alkohol, wie die Lampen vom Del. Einige sind auf ihren Stühlen eingeschlafen und verbreiten einen Dunst, daß man sich ihnen nicht nähern mag. Manchmal starrt Jurgis Dna verlangend an, längst hat er die Scheuheit abgelegt. Aber die gaffende Menge ist da, und er bewacht die Tür, wo der Wagen vorfahren soll. Der Wagen kommt nicht; endlich will Jurgis nicht länger warten und tritt zu Dna, welche erbleicht und zittert. Er legt ein Tuch um sie und dann seinen eigenen Mantel. Sie wohnen nur zwei Straßen weiter und brauchen keinen Wagen. Ein Abschiednehmen gibts nicht. Die Tänzer beachten sie nicht, und die Kinder und alten Leute sind aus reiner Erschöpfung eingeschlafen. Ohne ein Wort zu sagen, nimmt Jurgis Dna auf die Arme und schreitet hinaus. Seufzend läßt sie ihren Kopf auf seine Schulter sinken. Als er heimkommt, weiß er noch nicht, ob sie schläft oder ohnmächtig ist, aber als er die Tür aufschließt, öffnet sie die Augen.

„Du sollst heute nicht zu Browns gehen, Kleine!“ flüstert er, als er die Treppe hinaufsteigt; sie aber greift erschreckt nach seinem Arm.

„Nein, nein!“ stammelt sie. „Das wage ich nicht. Es wäre unser Verderben!“ Aber wieder antwortet er: „Das überlaß mir; ich will mehr Geld verdienen, ich werde härter arbeiten.“

2.

Jurgis redete leicht über Arbeit, denn er war jung. Sie erzählten ihm Geschichten, wie Menschen in den Arbeitshäusern zusammengebrochen waren und was nachher aus ihnen geworden — Geschichten, bei denen man ein Grauen bekam, — Jurgis lachte darüber. Er war erst vier Monate da und jung und ein Neise. Seine Gesundheit war fast zu mächtig. Er konnte sich das Gefühl eines Zusammenbruchs nicht einmal vorstellen. „Das ist etwas für einen Mann wie Du,“ pflegte er zu sagen, „silpnas, jämmerliche Burschen — mein Rücken ist breit.“

Jurgis war wie ein Kind, ein Kind vom Lande. Einer von den Menschen, welche Arbeitgeber gern festhalten und ungern ziehen lassen. Wenn ihm befohlen ward, nach einer bestimmten Stelle zu gehen, so rannte er; hatte er einen Augenblick nichts zu tun, sprang und tanzte er förmlich im Uebermaß seiner Kraft umher. Er arbeitete in einer Reihe von Arbeitern; die Reihe ging ihm immer zu langsam vorwärts, und man erkannte ihn an seiner Ungeduld und Ruhelosigkeit. Deswegen wurde er bei mancher wichtigen Gelegenheit ausgewählt. Am zweiten Tage seiner Ankunft in Chicago hatte er nur eine halbe Stunde vor Brown u. Comp.'s Zentralstation gestanden, bis er von einem der Arbeitgeber hereinggerufen ward. Er war stolz darauf und lachte deshalb die Pessimisten aus. Vergebens erzählten sie ihm, daß in der Menge, aus der er gewählt war, Männer standen, die einen Monat gewartet hatten, ja mehrere Monate und nicht gewählt waren.

„Ja,“ sagte er darauf, „aber was für Menschen sind das auch! Zusammengebrochene Nichtsnute und Landstreicher, Burschen, die ihr Geld vertrunken haben und nur mehr Geld zum Schnapstrinken verdienen wollen. Es ist einfach ausgeschlossen, daß die Leute mich mit diesen Armen“ — er ballte seine Fäuste und hielt sie in die Luft — „verhungern lassen.“

„Ja — man merkt's — Du kommst vom Lande, sehr weit her,“ antworteten sie ihm.

Und so war es; Jurgis hatte nie eine große Stadt gesehen, nicht einmal eine kleine Stadt, bis er auszog sein Glück zu suchen und sich sein Recht an Dna zu erringen. Sein Vater, vor dem sein Großvater, und vor diesem so viele Vorfahren, als die graue Sage zu melden wußte, hatten in einem Teil von Litauen gelebt, genannt Wielowiecz, der kaiserliche Wald.

Das ist ein großes Areal von hunderttausend Morgen, das seit undenkbarer Zeit das Jagdgebiet des Adels darstellte. Einige wenige Bauern lebten darin, einem alten Privileg zufolge; einer von ihnen war Antanas Rudkus, welcher sich und nachher seine Kinder mitten in der Wildnis auf einem halben Dutzend Morgen Landes erhalten hatte. Es gab da neben Jurgis noch einen Sohn und eine Tochter. Der Sohn war zum Militär eingezogen. Das war zehn Jahre her und niemand hörte wieder von ihm. Die Schwester hatte geheiratet und ihr Gatte den Platz gekauft, als der alte Antanas sich entschloß, mit dem Sohne auszuwandern.

Es war nun fast ein und ein halbes Jahr her, daß Jurgis zuerst Dna begegnete, — auf einer Pferdeschau, hunderte von Meilen von der Heimat. Jurgis hatte nie an Heiraten gedacht; er lachte darüber wie über den dümmsten Streich, welchen ein Mann machen konnte. Aber nun fand man ihn, ohne daß er ein einziges Wort und nur ein paarmal ein Lächeln mit ihr getauscht hatte, purpurrot im Gesicht, dabei, ihre Eltern zu bitten, ihm Dna als sein Weib zu verkaufen und bot für sie zwei Pferde, die er zum Verkauf hergebracht. Dnas Vater zeigte sich hart. Dna war noch ein Kind, und er ein reicher Mann. Seine Tochter gab er in dieser Weise nicht her.

Mit schwerem Herzen ging Jurgis heim und versuchte während des Frühlings mit allen Mitteln sie zu vergessen. Als aber die Ernte vorüber, da wußte er, daß das nicht anging und legte in vierzehn Tagen den langen Weg nochmals zu Fuß zurück, der ihn von Dna trennte.

Er fand völlig veränderte Zustände. Des Mädchens Vater war gestorben, und sein Anwesen hatten Gläubiger mit Beschlagnahme belegt. Jurgis Herz hüpfte, als es ihm klar ward, daß der Preis ihm jetzt erreichbar war. Da war Elzbieta Lukoszaite, Teta oder Tante, wie sie genannt ward, Dnas Stiefmutter, und es waren da sechs Kinder. Da war auch noch ihr Bruder Jonas, ein vertrocknetes Männchen, das auf der Farm gearbeitet hatte. Das waren Leute von großer Bedeutung, wie Jurgis, der frisch aus dem Wald kam, meinte; Dna konnte lesen und wußte und verstand manche Sachen, von denen er keine Ahnung hatte. Und nun war die Farm verkauft und die ganze Familie obdachlos — sie nannten nichts ihr eigen wie siebenhundert Rubel, die halb so viel gelten wie Dollar. Sie hätten dreimal so viel haben müssen, aber der Richter entschied gegen sie, und es hätte etwas gekostet, ihn zu einer Aenderung seiner Entscheidung zu bringen.

Dna hätte heiraten können und fortgehen, aber sie wollte nicht, sie hatte Teta Elzbieta lieb. Da schlug Jonas vor, sie sollten alle nach Amerika gehen, wo ein Freund von ihm reich geworden. Er würde arbeiten, die Frauen würden arbeiten, auch einige Kinder — es war zweifellos, daß sie irgendwo und irgendwie fortkommen konnten. Auch Jurgis hatte von Amerika gehört. Das war ein Land, so erzählte man, wo ein Mann drei Rubel an einem Tage verdienen konnte. Und Jurgis stellte sich vor, was drei Rubel an einem Tage bedeuteten, d. h. er dachte an die Preise, welche er daheim kannte, und entschloß sich kurzerhand, nach Amerika zu gehen und zu heiraten und drüben ein reicher Mann zu werden. In dem Lande, so erzählte man, war jedermann, ob reich oder arm, frei. Er brauchte nicht beim Militär zu dienen, brauchte kein Geld nicht an schurkische Beamte zu geben, er konnte tun, was ihm beliebte, und von seiner Person so hoch denken wie irgend jemand anders. So war Amerika der Platz, von welchem Liebende und junge Leute träumten. Wenn man nur das Geld für die Ueberfahrt zusammen hatte, war aller Verdruß zu Ende.

Es wurde verabredet, daß sie im nächsten Frühjahr reisen wollten; bis dahin vermietete sich Jurgis bei einem Unternehmer. Er wanderte fast vierhundert Meilen mit einer Rotte Männer, um bei einer Eisenbahn in Smolensk zu arbeiten. Er machte schreckliche Erfahrungen mit Schmutz, schlechter Nahrung, Grausamkeit und Ueberarbeit, aber er hielt es aus und kam mit seiner Ausstattung und 80 in den Rod genäherten Rubeln zurück. Er trank und stritt nicht, weil er immer an Dna dachte, und war überhaupt ein ruhiger, gesetzter Mann, der tat, was ihm befohlen wurde. Er verlor

seine Ruhe selten, wenn es aber geschah, erschrak der Beleidigte so, daß er nicht wieder ansang. Wenn Jurgis seinen Lohn erhalten, vermied er die Gesellschaft der Spieler und Trinker; deshalb verjuchte diese, ihn zu ermorden. Er entschloß sich und schlief dann immer nur noch mit einem offenen Auge. —

In der Sommerzeit segelten sie alle nach Amerika. Im letzten Augenblick schloß sich ihnen Marija Berkynska, Dnas Cousine, an. Marija war eine Waise und hatte von Kindheit an bei einem reichen Farmer in Wilna gearbeitet und viel Scläge bekommen. Erst im Alter von zwanzig Jahren kam Marija auf den Gedanken, ihre Kraft zu gebrauchen, und war nahe daran gewesen, den Mann zu ermorden. Dann lief sie davon. Also war die Gesellschaft zu zwölfen, fünf Große, sieben Kinder — und Dna, welche zu beiden nicht rechnete. Sie hatten auf der Reise eine schwere Zeit, der eine Agent hatte ihnen zwar geholfen, erwies sich aber als Schurke. Dann gerieten sie wieder in eine Falle bei einigen Beamten; das kostete ihnen ein gut Teil ihres kostbaren Geldes, an welchem sie unter steter Furcht hingen. Eben solche Betrügereien erlebten sie in New York; sie wußten ja nichts von dem Lande, hatten keinen, der ihnen einen Rat geben konnte. Ein Mann in einer blauen Uniform konnte sie leicht dort an sich fesseln, sie in ein Hotel bringen, dort festhalten und ihnen große Kosten verursachen, ehe sie wieder wegkonnten. Das Gesetz bestimmt, daß die Kostentabelle an der Tür eines Hotels hängen soll, aber es bestimmt nicht, daß sie in litauisch geschrieben sein muß. Jonas Freund war in den Stockyards (Viehhöfen) reich geworden, und so war Chicago das Ziel der Gesellschaft; sie kannten nur das eine Wort Chicago und weiter brauchten sie nichts zu wissen, wenigstens nicht bis sie die Stadt erreichten.

Als sie aus dem Eisenbahnwaggon heraustraten, wären sie nicht besser daran als vorher. Sie standen auf der Dearborn-Street und starrten auf die schwarzen Häuser, welche sich in der Ferne zeigten; ohne sich klar zu machen, daß sie angekommen waren und warum die Leute, wenn sie Chicago sagten, nicht nach einer Richtung zeigten, sondern verblüfft aussahen oder lachten oder ohne sie zu beachten vorübergingen.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Dostojewsky und seine „Dämonen“:

(Schluß.)

Rußland, wie es um jene Zeit war, steigt da vor unserem geistigen Auge empor. Das russische Proletariat, obwohl vorhanden, spielte damals noch keine politische Rolle. Es steht also auch in dem Roman noch im Hintergrunde der Handlung, weiterleuchtet aber doch schon, was die Arbeiter der Spigulinschen Fabrik angeht, als eine Art von Zukunftsgespinnst hinein. Träger des großen Dramas sind hier nur die Kreise der Intellektuellen: Studentische Jugend, Offiziere, Professoren, Gutsbesitzer, Lehrer, Kaufleute, Beamte in allen politischen Färbungen, vom gewalttätigsten Propagandisten der Tat bis zum sozialistischen Doktrinär, vom Slavophilen, Nationalpatrioten bis zum schlimmsten Reaktionsär, ferner Kanatiler, Intriganten, Maniacen, Idioten, Verbrecher, Studentinnen, Vlaustrümpfe, Deladenten, religiöse Schwärmer, Städter, Bauern. Die einen wollen Rußland durch den Jourieren Utopismus retten; die anderen, indem sie von einer neuen russischen Religion und von sich als Gottheit schwärmen. Wieder andere glauben, das alte Regime, ja selbst das ganze Volk durch Gewaltstreich vernichten zu müssen, um dem mystischen Neuen Platz zu schaffen. Sie predigen Freiheit und streben nach despotischer Willkür. Slavophilen, Reaktionsäre, Nationalisten wollen keine Veränderung. Andere repräsentieren das russische „Oblomostum“; sie möchten in der Auswanderung tout Rußlands das Heil der Zukunft erblicken. Gouverneure sind hohlköpfige Streber: Weibnaturen, gelenkt von ihren Frauen und deren ehebrecherischen Ratgebern. Das staatliche Gefüge des Reiches ist haltlos wie ein Kartenhaus. Jeder vermeint es unzulässig — durch utopistische Phantasieereien. In allen Köpfen gärt Unzufriedenheit mit den Zuständen, überall macht sich der Ekel vor einer verlotterten Gesellschaft in ehrlichen oder großprahlenden Worten Luft. Diese Schwärmer für Freiheit und Gerechtigkeit, ähnlich wie bei uns die Liberalen; jenen ist's heiliger Ernst damit. Aber keiner weiß ein Heilmittel, durch das der kranke Körper: Rußland geheilt, gesunde Religion! rufen die einen (Schatoff zu Stawrogin): „Wissen Sie auch, welches jetzt das einzige Gott tragende Volk ist, das da kommen wird, die Welt zu erlösen und zu erneuern mit dem Namen des neuen Gottes — das einzige Volk, dem die Schlüssel des Lebens und des neuen Wortes gegeben sind... Wissen Sie auch, welches Volk das ist und wie sein Name lautet?... Das einzige Gott tragende Volk — das sind

wir, das ist das russische Volk . . . Ich glaube an Rußland . . . ich glaube an seinen Glauben . . . ich glaube an den Leib Christi . . . ich glaube, daß die neue Wiederkunft in Rußland geschehen wird . . . Andere denken — anders. Zum Beispiel Stepan Trophimowitsch, der da meint, daß die Russen „nun einmal nichts in ihrer Sprache zu sagen verständen . . . Wenigstens haben wir bis jetzt noch nichts darin verstanden“ . . . Der verstoffene „Hauptmann“ Lebedkin hält Rußland nur für „ein Spiel der Natur, aber nicht des Verstandes“. Der Schriftsteller Karmasjinnoff zu Piotr Stepanowitsch: „Wenn dort (in Europa) wirklich einmal Babylon tracht, und sein Fall wird groß sein, so ist in Rußland doch nichts vorhanden, das da zusammenstürzen könnte, im Verhältnis gesprochen. Bei uns werden keine Steine fallen, sondern alles wird sich in Schmutz auflösen. Das heilige Rußland kann am allerwenigsten irgend jemand Widerstand leisten. Das einfache Volk hält sich noch irgendwie am russischen Gott; aber selbst der russische Gott hat sich nach den letzten Erfahrungen als unzuverlässig erwiesen und sogar gegen die Bauernreform hat er kaum standhalten können — jedenfalls hat er sehr gewankt . . . Das heilige Rußland ist ein hölzernes Land, ein bettelarmes und . . . gefährliches Land, ein Land der ruhm-süchtigen Bettler in seinen höheren Schichten, während die große Mehrzahl in kleinen Hütten auf Hühnerbeinen lebt. Es freut sich über jede Tat, bloß muß man sie auseinandersetzen, erklären. Nur die Regierung allein will sich noch wehren, doch sucht sie in der Dunkelheit mit dem Knüttel herum und trifft womöglich die eigenen Leute. Hier ist schon alles vorausbestimmt und verurteilt. Rußland hat, so wie es jetzt ist, keine Zukunft.“ . . . Ein wie ein Verrückter sich gebärdender Seminarist erblüht in Rußland nichts als Verrottung: „Meine Herren! Vor zwanzig Jahren am Vorabend unseres Krieges mit dem halben Europa, war Rußland das Ideal aller Reaktionäre! Die Literatur diente der Zensur! In den Universitäten lehrte man fast nichts als Krieg und Kriegsgeschichte! Das Heer, dieses Ballet von Heer, war alles! Das Volk aber zahlte stier und stumm Abgaben, Schwieg und schmachtete unter der Knute der Leibeigenschaft! Patriotismus war nur noch ein Geschäft. Wer keine Schmiergelder nahm, wurde für einen Revolutionär gehalten. Europa war es angst und lange vor uns. Doch in Rußland hat es in den sinnlosen tausend Jahren, die es nun schon besteht, niemals elender ausgesehen. Rußland war nur noch eine einzige Schmach und weiter nichts! . . . Seit der Zeit sind zwanzig Jahre vergangen. Die Universitäten haben sich vermehrt. Das Heer ist zur Legende geworden. An Offizieren fehlt's zu Tausenden! Die Eisenbahnen verschlangen alles Kapital! Fahrten aber kann man mit ihnen nicht! Alle Augenblicke stürzen Brücken ein! Auf den Gerichten wird Unsinn geschwätzt! Die Advokaten nehmen Schweigegelder vom Staat, um nicht vor Hunger zu krepieren! Die bekreiteten Leibeigenern schlagen sich gegenseitig tot an Stelle der Gutsbesitzer, die es früher taten! Ozeane von Schnaps trinkt man aus, damit das Budget zustande kommt! Und um all das noch zu krönen, hat man jetzt vor der Sophienkirche in Nowgorod einen kolossalen Bronzeglobus aufgestellt! Zur Erinnerung an den tausendjährigen Bankrott, den wir glücklich hinter uns haben! Mit all der Vestalität und Idiotie, die er gewesen ist! — Noch nie ist Rußland so heruntergekommen wie heute.“ . . . All dem setzt Berchowskij, das Oberhaupt des anarchistischen Geheimbundes der „Fünfe“, die Krone auf. Seiner Meinung nach sei es mit dem Sozialismus nichts: „Er zerstört alte Kräfte, aber neue kann er nicht geben.“ Was nötig ist? „Eine oder zwei Generationen mit unerhörter Sittenverbesserung sind jetzt unbedingt nötig: vertierte Sitten, gemeine Sitten, so daß der Mensch sich in einen einzigen widrigen, feigen, grausamen, selbstsüchtigen Ekel verwandelt — das ist es, was nötig ist! Und hier dann noch etwas „frisches Blut“, damit man sich allmählich daran gewöhnt.“ Zynismus müsse ins Volk getragen werden. „Auch das Volk muß daran glauben, daß wir wissen, was wir wollen. Ach, nur Zeit! Wir predigen den Zusammenbruch . . . Hier müßt jede kleine räudige Gruppe . . . Und dann beginnt der Aufruhr! Eine Bewegung hebt an, wie sie die Welt bis jetzt noch nicht gesehen! . . . Verfinstern wird sich Rußland und weinen wird die Erde über die alten Götter.“ . . . Eben diese Klubs der „Fünfe“: das sind „die Dämonen, die von den Besessenen in die Schweine fahren — das sind alle schlechten Säfte, alle Miasmen, aller Schmutz, alle Satanasse und alle Beelzebuben, die sich in unserem lieben Kranken, in unserem Rußland angesammelt haben, schon seit vielen, vielen Jahrhunderten! Aber der große Gedanke und der mächtige Wille heilen es . . . und alle diese Unreinlichkeit, diese ganze Gemeinheit, die sich auf der Oberfläche angesammelt und langsam angefaßt ist . . . sie werden noch selbst darum bitten, in die Schweine fahren zu dürfen! Ja, sie sind vielleicht sogar schon hineingefahren, vielleicht! . . . Aber der große Kranke selbst wird wieder gefunden und wird sich zu Füßen Jesu Christi setzen . . . und alle werden ihn in großer Verwunderung schauen . . .“ Jene Klubsmitglieder, die leidhaftigen Dämonen sind, wie aus einer Anrede ihres Oberhauptes Piotr Stepanowitsch Berchowskij hervorgeht, „berufen, ein altersschwaches und im Stillstand langsam verkaufendes Reich zu erneuern. . . Ihre ganze Aufgabe besteht vorläufig nur darin, darauf hinzuwirken, daß alles zusammenstürzt: das Reich wie seine Moral. . . Die Klugen ziehen wir zu uns heran, und auf den Dummen reiten wir. Im übrigen muß man die Generation um-erziehen, um sie der Freiheit wert zu machen.“ . . . So erscheint

also der Boden vorbereitet — ganz Rußland tanzt auf einem Vulkan. Jeden Augenblick kann er donnern und Wäse schleudern. Aber darauf kam es Dostojewsky recht besetzen nicht an. Die russische Volksseele wollte er entschleiern, den Charakter der Gesellschaft aufdecken. Und wir stehen am Rande des Kraters und schauen mit Entsetzen in das brodelnde Chaos da unten hinein. . . Wann wird die Schlammflut hochschäumen? Wann beginnt der Dämonentanz? Dostojewsky zeigt, daß jene russische Gesellschaft nicht fähig ist, eine Regeneration herbeizuführen. Der geheime Verband wird entdeckt. Sein Urheber, Berchowskij, der eine Feuersbrunst nebst mehreren Morden (Hauptmann Lebedkin nebst Schwester, Lisa Mitolajewitsch, Katoff), sowie die Selbstmorde Stawrogins und Kiriloffs, endlich auch den Tod von Katoffs Frau und Kind verschuldet, entwischt feige ins Ausland, die anderen ihrem Schicksal überlassend. Stepan Trophimowitsch stirbt im religiösen Wahnsinn, und Lisas Mutter ist bald nach deren unglücklichem Ende kindisch geworden. . . Die furchtbare Tragödie nimmt ein Ende — oder auch nicht. Der überhäufte, mehr berichtartige als künstlerische Schluß des Werkes läßt diese Frage offen. Möglich, daß solches in der Absicht Dostojewskys gelegen; irgendwo wirft er Liputin den Zweifel in die Rede: ob es denn überhaupt für Rußland empfehlenswert sei, „so zu handeln, daß alles zusammentracht. In Europa mag das zu wünschen, und für Europa mag's auch das einzig Richtige sein, denn dort gibt's ein Proletariat — wir sind aber, meiner Meinung nach, hier bloß Liebhaber und tun nur groß.“ . . . Vielleicht empfand der Dichter auch, daß nichts bemerkenswerteres mehr zu sagen sei; democh erachte ich den eiligen Schluß als künstlerischen Fehler. Hierzu treten noch einige andere.

Abgesehen davon, daß die analytische Schilderung des Stod-russentums fürs erste auf deutsche Leser befremdlich und verwirrend wirkt, müssen diese auch mancherlei phantastische Dinge nebst langatmigen theoretischen Diskussionen, eingesprenkt in prachtvolle realistische Schilderungen und ergreifende Szenen mit in Kauf nehmen. Dostojewsky hat sich eben in den „Dämonen“ auch seine eigene religiöse und mythische Wandlung neben der politischen Phase, die bereits längst hinter ihm lag, von der Seele gewälzt. Auch sonst weist manches auf ihn: so die Beziehung zu Fouriers kommunistischer Lehre, die ihm ja von der Petraschewsky-Gruppe her vertraut war, so die Anspielung auf die Fallstucht (Band 2, S. 371), von der er selbst bis an sein Ende befallen blieb. Andererseits tritt, neben einigen Flüchtigkeiten in der Sagenkonstruktion bei direkter und indirekter Rede (Band 1, S. 450/51: „Ich — ein Lakaienamt bekleidet?“) hier es Stepan Trophimowitsch nun doch nicht mehr aus. — „Du hast ihn ihr gezeigt?“ sprang Stepan Trophimowitsch entsetzt auf.“ Dostojewskys Vorliebe für Menschen, die mit irgend einem physischen Defekt oder einer moralischen Verberität behaftet sind, sowie für solche, die infolge früherer Lebensumstände auf die tiefste Stufe des Elends und sittlicher Verkommenheit gedrückt wurden, tritt auch in den „Dämonen“ reichlich genug in die Erscheinung. Aber alle diese Gestalten sind mit einer unheimlichen Mystik umschleiert, die uns dämonisch zu ihnen hinzieht, mögen sie auch noch so viel Abstößiges an sich haben. Doch die dramatische, aufwühlende Gewalt des ganzen Epos packt den Leser erst, wenn er sich tief und wiederholt in dessen ernste Lektüre vergraben hat. Das ist allerdings zum reiflichen Verstehen des Dichters notwendig.

Schließlich erübrigt sich noch, ein Wort über die Rahmsinische Uebersetzung zu sagen: Sie ist meisterhaft, bis auf einige belanglose Druckfehler, die aber nicht aufs Konto der Herausgeber fallen und durch genaue Korrektur leicht zu beseitigen sind. —

Ernst Kreowski.

## Kleines feuilleton.

d. g. Mitteleidvolle Seelen. Langsam und bedächtlich las Frau Heitner den langen Brief zu Ende. Ihre Stirn runzelte sich leicht, manchmal schüttelte sie den Kopf und eine gewisse Mißbilligung malte sich in ihren Zügen. Die anderen beobachteten sie gespannt und mit ständig wachsender Unruhe; selbst der Hausherr, der am Schreibtisch saß, schob endlich seine Arbeit mit nervöser Ungeduld beiseite: „Na, so sag' doch endlich, was schreibt denn Wiege?“

„Ist sie wieder in Ordnung, hat sich alles von neuem eingereicht?“ fiel nun auch Emma ein. Und Lotte fragte: „Es geht ihnen wieder besser, nicht wahr; es ist nicht so schlimm, wie sie erst dachte?“

„Im Gegenteil, es ist noch viel schlimmer.“

Frau Heitner legte den Brief bedächtlich zusammen und strich ihn glatt. „Sie schreibt ganz verzweifelt. Fritz ist kränker geworden. Unheilbar, sagt der Doktor. Jetzt hat sie weiter nichts mehr wie das Kassengeld; Miets hat sie nicht zahlen können und einer ihrer Zimmerherren ist gezogen. Sie will amonozieren; sie will ihre Wirtschaft verkaufen und wenn Fritz in der Anstalt ist, die Kinder in ein Waisenhaus bringen und in Stellung gehen.“

„Das ist ja aber schrecklich!“ Herr Heitner nahm den Brief und überflog ihn gleichfalls.

„Die arme Wiege,“ sagten die beiden Töchter wie aus einem Munde mit herzlichem Bedauern.

„Ja, die arme, arme Wiege!“ wiederholte auch Frau Heitner. „Sie scheint wohl zu hoffen, daß wir ihr helfen könnten?“ Herr Heitner hatte den Brief noch einmal vorgenommen: „Sie schreibt

doch, wenn sie nur fünfundsiebzig Mark hätte, wäre sie vorläufig über das ärgste weg."

"Wenn ich sie hätte, gäbe ich sie ihr gleich", sagte Frau Heitner, "aber wir können doch nicht."

"Uns hat doch der Umzug erst gerade genug gekostet", meinte Emma alltug.

"Ja, weiß Gott!" seufzte die Mutter, "und was man noch anschaffen muß! Für unseren neuen Salon fehlt uns so gut wie alles."

"Daß Mieke ihre Wirtschaft verkaufen will, halte ich für die größte Torheit", sagte Herr Heitner. "Jetzt haben sie sich alles mit Rot und Mühe angeschafft und teuer bezahlt, — was bekommt sie denn dafür? Ein Butterbrot!"

"Und vermieten kann sie dann auch nicht mehr," überlegte Lotte. "Na eben — das ist ja ein ganz dummer Streich, den sie da vor hat."

"Ja, aber was bleibt ihr denn weiter übrig? Der Mann krank, kein Geld im Haus, — sie muß doch am Ende leben! Und wenn sie die Sachen nicht verkauft, nimmt sie ihr womöglich der Wirt." Emma zuckte die Achseln.

"Man könnte blutige Tränen weinen über das Unglück." Frau Heitner führte wirklich ihr Taschentuch an die Augen.

"Ja und so dabei sitzen und absolut nicht helfen können," sagte ihr Gatte wehmütig.

"Benignstens werde ich aber am Nachmittag zu ihr gehen und sie ein bißchen trösten," rief Lotte warmherzig.

"Ja, das tue mir," sagte die Mutter erfreut. "Emma kann auch mitgehen, ein freundliches Wort wirkt ja auch schon viel bei solchem Unglück. Sagt ihr nur, daß wir das tiefste Mitgefühl mit ihrem Elend haben."

"Das allertiefste", fügte Herr Heitner hinzu. "Und sagt ihr auch, daß wir ihr jetzt beim besten Willen nicht helfen können."

"Aber nicht Ihr", — Frau Heitner richtete sich plötzlich interessiert auf — "da fällt mir etwas ein. Wenn Mieke ihre Wirtschaft verkaufen will, könnten wir ihr doch vielleicht etwas ablaufen. Für unseren Salon brauchen wir ja doch noch so manches."

"Ja, Miezens Uhr würde gut auf unseren Schrank passen," rief Emma ganz begeistert. "Weißt Du, ich meine die alte Uhr, die sie noch von ihrer Großmutter hat."

"Ja, die auch," nickte Frau Heitner; "aber ich meinte eigentlich ihre alten Bilder. Die sind gerade so alt, daß sie jetzt wieder modern sind; die könnten wir gut gebrauchen. Ihre große Majolikavase auch, — die, die ihr Tante Liese zur Hochzeit geschenkt hat. Das ist ja ein kostbares Stück."

"Ach, wir können uns ja überhaupt ansehen, was man sonst noch nehmen könnte, so hübsche kleine Luxusachen hat sie auch."

"Seht Euch um!" stimmte die Mutter Lotte bei.

"Seht Euch lieber nicht um!" sagte der Vater.

"Ja, aber, warum denn nicht?" Frau Heitner war ganz perplex, und auch die beiden Töchter merkten auf.

"Es kommt mir vor den Leuten nicht — recht — recht nobel vor" — Herr Heitner trommelte nervös mit den Fingern — "meint Ihr nicht, die Verwandtschaft würde sagen, wir hätten ihr das Geld so geben und ihr ihre Wirtschaft retten können? Grade, weil man ihr nur Luxusachen ablaufen will."

Die drei Damen schwiegen einen Augenblick; dann fuhr Frau Heitner in die Höhe: "Ach, das ist ja Unsinn! Mieke will Sachen verkaufen und wir brauchen welche; ergo ist es sehr natürlich, daß wir sie ihr ablaufen. Dafür, daß wir grade Luxusachen brauchen, können wir doch nicht. Daß wir unsern Salon noch einen Monat unfertig liegen lassen, bloß um Mieke zu helfen, kann keiner von uns verlangen."

"Und so kommt man vielleicht noch billig zu den Sachen, Papa," betonte Emma. "Was kann man denn für alte Sachen bezahlen? Du sagst es selbst: ein Butterbrot."

"Das kannst Du eben nicht in diesem Fall!" lächelte der Vater ironisch. "Wilst Du etwa bei Deiner Verwandten noch die Preise drücken? Da würden die übrigen Tanten schön skandalisieren. Wenn wir jetzt von Mieke was kaufen, müssen wir's ihr erst recht gut bezahlen oder wir stellen uns bloß."

"Ja, da hat Papa schon recht, das tun wir," nickte Frau Heitner, "lassen wir die Sache also schon lieber sein, ach, und wißt Ihr was, — sie wandte sich zu den Töchtern, "dann geht doch überhaupt gar nicht erst hin; was wollt Ihr denn da? Ich werde ihr ein paar recht herzliche Zeilen schreiben und uns mit dem Umzug entschuldigen; wir haben einfach zu viel zu tun."

"Ja," bestätigte Herr Heitner, "das halte ich auch für das Beste; aber schreibt ihr auch, daß wir tief mit ihr fühlen und daß sie uns in der Seele leid tut — in der allertiefsten Seele leid." —

i. Welche Farbe hat reines Wasser? Die meisten Leute glauben noch immer, daß reines Wasser farblos oder weiß ist, obgleich seit langem durch wissenschaftliche Untersuchungen festgestellt wurde, daß die natürliche Farbe von reinem Wasser vielmehr blau ist. Alle anderen Wasserfarben sollen gewissen Beimischungen zuzuschreiben sein. Der belgische Naturforscher Spring hat eine neue Arbeit erscheinen lassen, worin er sich hauptsächlich mit grün und gelb gefärbtem Wasser beschäftigt. Seine Untersuchungen zeigen aufs neue, daß sich hier der Färbung große Schwierigkeiten entgegenstellen. Calciumsalze z. B. erteilen dem Wasser

unter gewöhnlichen Umständen eine grüne Farbe, die durch seine, selbst mit den stärksten Vergrößerungen unsichtbare, schwebende Teilchen veranlaßt wird. Unter besonderen Vorsichtsmaßregeln aber haben dieselben Salze überhaupt keinen Einfluß auf die Wasserfarbe. Eisensalze färben das Wasser wiederum braun oder gelb; auch sie aber bleiben unwirksam, wenn das Wasser außerdem Kalk enthält. Treffen Eisen- und Calciumsalze in bestimmten Verhältnissen im Wasser zusammen, so können sie eine grüne Farbe hervorrufen. —

ii. Geschmolzenes Holz. Eines der verwendbarsten von der Natur uns gegebenen Materialien ist von jeher das Holz gewesen. Seine schon so vielfältige Anwendbarkeit dürfte aber eine bedeutende Ausdehnung noch dadurch erlangen, daß es gelungen ist, Holz zu schmelzen. Ein französischer Forstinspektor hat dies dadurch erreicht, daß er das Holz einem sehr starken Druck und gleichzeitig der trockenen Destillation aussetzte, das heißt, er erhitzte es stark unter völligem Abfluß der Luft, so daß es nicht verbrennen konnte. Hierdurch erhielt er eine geschmolzene Masse, die nach dem Erkalten eine schwarze Farbe sowie mit glänzenden Oberflächen an den Stellen, wo man sie zerbrach. Die Sache ist darum so wichtig, weil die so erhaltene Masse mehrere Eigenschaften besitzt, die für eine praktische Verwendung sehr wertvoll sind: Sie leitet die Elektrizität nicht, ist also bei den so vielfachen elektrischen Anlagen als billiges Isoliermaterial zu benutzen; sie ist für Wasser undurchdringlich; sie wird von Säuren nicht angegriffen. Ein Hauptvorteil des geschmolzenen Holzes ist aber, daß es sich in beliebige Formen pressen läßt, das heißt, man kann ihm schon bei der Herstellung die Form geben, in der es dann gebraucht werden soll. —

**Erziehung und Unterricht.**

1. In der Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung sprach Dr. Sieper-München über „Kunst und Volkserziehung“. Sein Referat läßt sich in folgende Sätze zusammenfassen: Die heutige Schule ihrer Aufgabe, den harmonisch entwickelten Menschen zu künstlerischer Natur zu erziehen, nicht gerecht, das liegt begründet in ihrem System. Das Klösterliche, das der Schule heute noch anhaftet, muß verschwinden und ein freier Geist muß in sie einziehen. In übrigen: „So lange die Schule reine Verstandeskultur treibt, so lange die Menschen in langer Arbeitszeit durch die Maschinen geistig abgestumpft werden, so lange nicht alle Menschen an den Naturschönheiten teilnehmen können, so lange die Dornen der Not den Samen der Freude ersäen — so lange kann das Ideal der Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung nicht verwirklicht werden. Das soll uns aber nicht abhalten, jetzt schon für die Verwirklichung unserer Ideale zu arbeiten.“ Diese Ideale zu verwirklichen, bedarf es eben der Förderung der modernen Arbeiterbewegung. —

**Humoristisches.**

— Der „Kladderadatsch“ reproduziert folgende Stillblüte aus einem Bericht in der „T. N.“ über einen vom Luftschiffer Santos Dumont in Paris unternommenen Flugversuch: „Nachdem die Vorrichtung auf ihren Rädern ungefähr 300 Meter mit wachsender Schnelligkeit auf dem Erdboden zurückgelegt hatte, erhob sich Santos damit auf 70 Zentimeter und legte sieben Meter fliegend zurück. Ein Rud am Steuer brachte jedoch die Vorrichtung zu nahe dem Boden, so daß er mit Wucht fiel und sein ganzer Hinterteil mit Einschluß der Schraube zerstört wurde.“ —

**Notizen.**

- „Lakme“, Leo Delibes Oper, ist als nächste Neueinstudierung der Komischen Oper in Aussicht genommen. —
- „Unsterblichkeit“, ein Drama von Königsbrunn-Schau, wurde vom Hamburger Deutschen Schauspielhaus zur Aufführung angenommen. —
- k. Abstimmung im Theater. In Rom soll demnächst ein Apparat probiert werden, der den Erfolg oder Mißerfolg eines Theaterstückes auf echt demokratische Weise feststellen wird. Da sind zwei schmale Döffnungen; über der einen steht die Aufschrift: „Das Stück hat mir gefallen“, über der andern: „Das Stück hat mir nicht gefallen“. Wenn nun die Zuschauer nach der Vorstellung das Theater verlassen, so werden sie gebeten, eine Metallmarke, die sie beim Eintritt erhalten haben, in eine der beiden Döffnungen zu stecken. Der Apparat registriert dann automatisch die Zahl der Stimmen für und gegen das Stück, und das Resultat wird an der Vorderseite des Theaters sichtbar, so daß jedermann die Stimmenzahlen ablesen kann. — Wirklich mal was Neues! —
- Die Sächsisch-Kunstausstellung in Dresden hat mit einem Ueberschuh an Einnahmen abgeschlossen. Von den ausgestellten Werken wurde mehr als der dritte Teil verkauft. —
- Karl Telepy, einer der bedeutendsten Landschaftsmaler Ungarns, starb, 78 Jahre alt, in Budapest. —
- Eine neue Art von Zucker im Harn, die besonders bei nervösen Reizerscheinungen entsteht, will der in Baden-Baden wohnende Chemiker Dr. R. Grünwald entdeckt haben. —
- k. Schwabebahn zum Mont Blanc beabsichtigt eine Schweizer Gesellschaft zu bauen. Die Kosten sind auf 3 200 000 M. veranschlagt. Eine Rückfahrkarte bis zum Gipfel soll zunächst 60 M. kosten. —